

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung

Barack, Max

Stuttgart, [ca.1890]

Der Rabenstein

[urn:nbn:de:bsz:31-32090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-32090)

Der Rabenstein.

Wenn man von dem badischen Städtchen Achern durch das reizende Kapplerthal längs der klaren, anmuthig rauschenden Acher dahinwandert, so gelangt man über die Dörfer Kappel und Ottenhöfen nach etwa dritthalbstündigem, gegen Ende etwas beschwerlichem, aber in der würzigen Tannenluft nicht allzusehr anstrengendem Steigen endlich zu einer zu den Füßen des Wanderers liegenden Thalschlucht, aus deren Grund die stattlichen Ruinen der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei Allerheiligen heraufgrüßen und einen wahrhaft entzückenden Anblick gewähren.

Es ist ein wunderbar schönes Fleckchen Erde, das man hier betritt, voll der großartigsten, auf engem Raume zusammengedrängten Naturschönheiten. Die üppig grüne kleine Fläche inmitten der romantischen Wildnis, die hoch und steil sich erhebenden Berge, deren Hänge mit jenen charakteristisch schwarzen Wäldern bedeckt sind, welche dem Gebirgszuge den Namen geben, die stolzen, die einstige Pracht der Abtei bezeugenden Ruinen neben den freundlichen modernen Gebäuden, das klare Wasser des Gründbachs, der von den höchsten Gründen kommend in raschem Laufe durch das anmuthige Thal dahinrauscht: dies alles gewährt ein liebliches, außerordentlich anziehendes Bild. Wenn man aber, nicht ermüdet von dem seitherigen Wandern, dem Laufe des Bächleins folgt, so gelangt man nach kurzer Frist an den Ausgang des Thals,

welches in eine mehr und mehr sich verengende wilde Felschlucht verläuft, auf deren Sohle der schäumende Bach sich Bahn bricht durch das mit üppigem Moospolster überzogene Gestein und endlich über eine plötzlich fast senkrecht abfallende Felswand in gewaltigem Bogen hinabstürzt, wild aufspritzend aufprallt auf einen zerklüfteten Felsblock, wieder stürzt und wieder aufprallt, bis er nach sieben solchen Fällen — den sieben Bütten — das sogenannte Büttenloch erreicht und unter dem Namen Vierbach friedlich weiterfließt.

Es ist ein herrliches Schauspiel, das hier dem bewundernden Auge sich darbietet: eines der schönsten und großartigsten im ganzen Schwarzwalde. Hat man sich aber sattgesehen an dem brausenden Wellenkampfe, so richtet man wohl auch den Blick auf die gewaltigen Felsblöcke, die zu beiden Seiten der Wasserfälle hoch und steil über diese hereinragen und sich durch die riesige Größe ihrer Masse, wie durch besondere Schönheit ihrer Formation auszeichnen. Am meisten fällt dann wohl der mächtigste von allen, der wohl 150 Meter hohe, senkrecht ins Vierbachtal abfallende sogenannte Rabenstein auf. An seinem Fuße stand bis vor wenigen Jahren ein uraltes Steinkreuz mit im Laufe von Jahrhunderten völlig unlesbar gewordener Inschrift. Über den Grund, dem dieses Kreuz seine Errichtung verdankte, und über die Entstehung des Namens „Rabenstein“ selbst berichtet eine im Munde des Volkes lebende Sage. Sie bildet den Gegenstand nachstehender Erzählung.

Es war im Jahr 1210, nur zwanzig Jahre nachdem die unglückliche Frau Herzogin Utta von Schauenburg, die Gemahlin Herzogs Welf von Baiern, den Grundstein zu dem prächtigen, nachmals so berühmten Kloster Allerheiligen gelegt hatte. Die herrliche, im reinsten gothischen Stile gehaltene Kirche stand vollendet da und der Bau des Klostergebäudes selbst war nunmehr so weit gediehen, daß die Zahl der Prämonstratensermonche schon auf fünfzehn

gestiegen und zudem auf ein ferneres stetes Anwachsen derselben zu hoffen war, denn das Kloster war von der großmütigen Stifterin außerordentlich reich beschenkt worden und sein Herrschaftsbezirk erstreckte sich von der Schneeschmelze auf dem Grintberg bis an den Sol- oder Brunnberg, und vom Geisbronn bis herab ins Renchthal. Das übrige Stiftungsgut aber bestand in zahlreichen Grundstücken zu Renchen, Ramsbach, Heselbach und Elesweier, der Fischerei zu Busterich und dem Kirchensatz zu Rußbach, Oppenau und Oberkirch mit den zugehörigen Opfern und Zehnten. Es war dies Grund genug, so manchem, welcher der Welt und ihrem Treiben entfliehen wollte, das Ablegen der Gelübde wesentlich zu erleichtern.

Aber ungeachtet dieses großen Reichthums des Klosters herrschte unter den Mönchen nichts weniger als die zu jener Zeit in andern Klöstern schon vielfach eingerissene üppige Wohllebigkeit, Schlemmerei und Sittenlosigkeit, denn der ehrwürdige Prior desselben, Pater Bonifazius, hielt streng auf Einhaltung der Ordensregeln und sorgte mit eiserner Konsequenz dafür, daß das Haus dem Willen der edlen Stifterin entsprechend ein wahres Gotteshaus war und blieb. Er selbst ging bezüglich seines gottseligen Lebens allen Klosterbewohnern als leuchtendes Beispiel voran, denn als echter Christ und Priester hatte er dasselbe nach der Lehre seines Herrn und Meisters geregelt und besonders sein göttliches Gebot, das ihm als erstes und schönstes galt: „Fürchte Gott und liebe deinen Nächsten“ sich zur Lebensnorm gemacht. Darum teilte er sein Leben in den Dienst Gottes und den der christlichen Nächstenliebe, denn er betrachtete alle Menschen als seine Brüder, insbesondere aber die Armen und Kranken, deren Not zu mildern er ebensowohl als seine Aufgabe ansah, wie durch geistlichen Zuspruch wahre Frömmigkeit und inniges Gottvertrauen in ihnen zu erwecken. So wurde er in Wahrheit das, was sein angenommener Klostername Bonifazius bezeichnete: ein Freund und Wohlthäter der Menschen.

Daß bei solchem Leben der ehrwürdige Prior im Geruche der Heiligkeit und die ihm nachhelfenden Mönche weit

und breit im höchsten Ansehen standen, ist deshalb nur natürlich und nicht zu wundern ist es aus diesem Grunde, daß die von Bonifazius ins Leben gerufene Klosterschule bald fünfzig und mehr Schüler zählte. Die Zöglinge waren Priester Schüler, welche sich dem Priesterstande widmen sollten, und Laienschüler, welche irgend eine andere Lebensstellung zu ergreifen beabsichtigten. Alle hatten Wohnung im Kloster, die Laienschüler in weltlicher Tracht, die Priester Schüler dagegen trugen das Ordenskleid der Novizen und hatten sich allen Vorschriften und Ordensregeln des Klosters zu fügen.

Unter der Zahl dieser Priester Schüler befand sich im Jahre 1210 auch der kaum dem Knabenalter entwachsene, erst 16 Jahre zählende Johannes Magistri, der einzige Sohn des reichen Müllers Gabriel Magistri im Maisachthale bei Oppenau. Erst seit einigen Wochen trug der Jüngling das Kleid der Novizen, aber mit der klösterlichen Tracht war nicht auch der klösterliche Sinn in seine Brust eingezogen, denn es war nicht des lebhaften Knaben eigene Wahl gewesen, die ihn in die Klosterschule nach Allerheiligen geführt und zur Priesterlaufbahn bestimmt hatte. Kurze Zeit vor seinem Eintritt in die Schule war er schwer krank darnieder gelegen und die trostlosen Eltern hatten schon alle Hoffnung auf Wiederherstellung des einzigen geliebten Kindes, dessen Tod unvermeidlich schien, aufgegeben. Da that die verzweifelnde Mutter, als sie in nächtlich einsamer Stunde am Bette des Kranken wachte, das Gelübde, ihn, wenn er von der Krankheit erstehe, als Priester ganz dem Dienste des Herrn und seiner Kirche zu weihen. Und was unmöglich schien, geschah. Von Stunde an besserte sich das Befinden des Kranken und vierzehn Tage später konnte er völlig wiederhergestellt das Bett verlassen. Da vertraute die Müllerin dem Pfarrer zu Oppenau, was sie in jener Nacht gelobt, und dieser erklärte, daß das Gelübde erfüllt und der Knabe in die Klosterschule nach Allerheiligen gebracht werden müsse. Er selbst übernahm es demzufolge, des Müllers Zustimmung hiefür zu erlangen, und obwohl dieser anfänglich in hef-

tigen Zorn über sein Weib gerieth, so konnte er den Anschauungen der damaligen Zeit gemäß der Erfüllung des einmal gemachten Gelübdes sich auf die Dauer doch nicht widersetzen und mit schwerem Herzen ließ er es demnach geschehen, daß sein Sohn und Erbe von dem Pfarrer nach Allerheiligen verbracht wurde.

Aber der arme Knabe, der im elterlichen Hause jeglicher Freiheit und Ungebundenheit genossen hatte, empfand schwer den ihm durch das Klosterleben auferlegten, seinem Sinne durchaus widerstrebenden Zwang. Er fühlte sich in den neuen ungewohnten Verhältnissen tief unglücklich. Von jeher hatte er gehofft, der Nachfolger seines Vaters in dessen Gewerbe und Grundbesitz zu werden, und die Aussicht, dereinst Angehöriger des zu jener Zeit hochangesehenen Priesterstandes zu werden, konnte ihn bei seinem gänzlichen Mangel an Neigung für denselben über die Zerstörung seiner Hoffnungen nicht trösten. Nur lässig betrieb er die nothwendigen Studien für den ihm aufgezungenen künftigen Beruf und mit Widerstreben nur fügte er sich den strengen Vorschriften und Regeln des Kloster- und Mönchslebens. Schweres Heimweh nach Vater, Mutter und Gespielen befiel ihn und heiße Thränen weinte er in schlaflosen Nächten auf sein hartes Lager, zumal wenn er das lustige Klappern der Klostermühle vernahm, welches ihn an die ihm so liebe Heimat gemahnte. Und doch, trotz der schmerzlichen Erinnerungen, welche das ihm so wohlbekannte Geräusch der Räder und Mahlgänge in ihm erweckte, stahl er sich so oft, als ihm die regelmäßig eingetheilte Zeit dies möglich machte, in die Nähe dieser Mühle, lagerte sich im naheliegenden Buschwerk auf dem mit Moos überzogenen Gestein und lauschte dem sanften Rauschen des Wassers und dem Brausen der Räder und träumte sich dabei in die theure Heimat, der er auf immer entrisen war.

Aber bald wurde dies heimliche Versteck in der Nähe der Mühle auch noch eines andern Grundes wegen sein Lieblingsaufenthalt. In der Frühe eines herrlichen Mai-morgens nämlich, als er sich kaum auf seinem gewohnten

Plätzchen niedergelassen hatte, sah er plötzlich die Hinterthüre der Mühle sich öffnen und ein liebliches Mädchen von höchstens 15 Jahren nach dem Rande des Bächleins eilen, um in dessen klaren, erfrischenden Wellen sich Angesicht und die bis zur Schulter entblößten Arme zu baden. Dann, sich völlig unbeobachtet glaubend, entwirrte sie die beiden langherabhängenden Zöpfe ihres glänzendschwarzen Haares, das sie sorgsam kämmte, in neue breite Flechten theilte und sodann zierlich um den Kopf schlang. Die klare Wasserfläche diente ihr dabei als Spiegel und während ihrer Beschäftigung sang sie ein munteres Liedchen vor sich hin, das etwa folgendermaßen lautete:

Der Kufuf von dem Walde rief
Kufuf!
Ein Mägdlein schnell zum Baume lief
Kufuf!
Du lieber Vogel sag' mir doch,
Wie lang ich Mägdlein bleibe noch!
Kufuf, Kufuf, Kufuf!

Da reckt der Vogel seinen Hals
Kufuf!
Und laut rief er und abermals
Kufuf!
Er rief und rief in einem fort
Wohl zwanzigmal das gleiche Wort
Kufuf, Kufuf, Kufuf!

Da nahm das Mägdlein einen Stein
Kufuf!
Und warf in das Gezweig hinein
Kufuf!
Schweig mir, du dummer Vogel, still:
So lange ich nicht warten will!
Kufuf, Kufuf, Kufuf!

Das Mädchen hatte das Liedchen halblaut vor sich hingefungen, den Kufufsruf der letzten Strophe aber sang sie lautschallend in den Wald hinein, denn eben hatte dort ein wirklicher Kufuf sich vernehmen lassen. Neckend ahmte

die muntere Sängerin daher den Ruf des Vogels in so täuschender Weise nach, daß dieser alsbald den Wettgefang aufnahm. Ein fröhliches Lächeln glitt da über ihre Züge und ein mutwilliger Gedanke schien ihr zu kommen. Schnell erhob sie sich, stieg mit den bloßen Füßen in das Bette des Bächleins und watete nun, ihr kurzes Rockchen etwas aufnehmend, durch das krysthelle Wasser an das jenseitige Ufer, um hier im Gebüsche besser verborgen, als an ihrem seitherigen Plaze, den scheuen Vogel anzulocken. Und wirklich gelang ihr auch vollkommen, was sie beabsichtigte. Näher und näher flog der Kukuk, um kampfeslustig den vermeintlichen Rivalen anzugreifen, und schrittweise weiter und weiter zog sich das Mädchen in das Gebüsch zurück, dabei die eigentümlichen Gutturaltone nachahmend, welche dieser Vogel ausstößt, wenn er den Kampf mit seinem Gegner aufzunehmen sich ansieht. Vollständig getäuscht durch diese an ihn gerichtete Ausforderung flog der Kukuk jetzt in das Gezweige des Baumes dicht über dem Haupte des Mädchens, worauf dieses ihn erblickend in lautes herzliches Lachen ausbrach und, die beiden Zeigfinger nach ihm wehend, ihm ein spottendes „Etsch, — Etsch!“ zurief. Im gleichen Augenblicke aber erblickte sie den nur zwei Schritte neben ihr in seinem Verstecke an der Bergwand liegenden Johannes, der mit großen brennenden Augen nach ihr hinblickte. Erschrocken und verlegen errötete da das Mädchen und schlug unwillkürlich die dunkeln Feuerangen nieder, freilich nur um sie fast unmittelbar darauf wieder zu erheben und dem Lauscher fast zornig zuzurufen: „He, Herr Schüler, was hast denn du hier zu thun? Wet du, daß es gar nicht schön ist und schlecht zu deinem geistlichen Gewande paßt, ein junges Mädchen zu belauschen!“

Aber Johannes ward nicht verlegen wegen dieses wider ihn erhobenen Vorwurfs. Er lachte vielmehr laut auf und sprach: „Ei, du neckisches Ding, sage mir erst, was du mehr bist: Kukuk oder Mädchen? Bist du das erstere, so sehe ich nicht ein, welches Unrecht ich begangen hätte, dich zu belauschen, — bist du aber das letztere, so

trifft mich dein Vorwurf ebenso unverschuldet, denn ich war Lauscher ohne jegliche Absicht!"

Da lachte auch das Mädchen hell auf. „Gi,“ rief sie lustig, „bist du ein Schüler und weißt nicht einmal, woran man einen Vogel erkennt? Wohl an so lerne es von mir: den Vogel erkennt man an seinen Federn und — da ich keine Federn am Leibe habe, so muß ich wohl ein Mädchen sein!“

„Meiner Treu,“ sprach da Johannes, „ich halte dich auch dafür und noch dazu für ein recht lustiges, gutes und — schönes! Es wäre mir darum leid, wenn du böse auf mich wärest, denn ich möchte gerne dein Freund sein!“

„Mein Freund?“ entgegnete sie achselzuckend, „was sollte mir deine Freundschaft? — Ich brauche sie nicht!“

„Aber ich,“ entgegnete Johannes, „brauche die deinige, denn“ fügte er mit einem Seufzer bei, während sich seine Augen mit Thränen füllten — „ich würde mich dann weniger einsam und verlassen, weniger unglücklich hier fühlen!“

Da traf ihn ein mitleidiger Blick aus des Mädchens schönem Auge. „Du bist unglücklich?“ frug sie, — „weshalb denn?“

„Weshalb? — Weil ich — — aber bitte, sage mir erst, wie du heißest!“

„Ich heiße Meta — und du?“

„Johannes!“

„Wohl denn, Johannes,“ sagte jetzt das Mädchen freundlich, „so teile mir mit, was dich unglücklich macht, — vielleicht kann ich dich trösten!“

Da lud Johannes Meta ein, auf dem Steine neben ihm Platz zu nehmen, und als diese unbefangen seiner Aufforderung nachgegeben war, begann er zu erzählen, was wir bereits wissen: von seiner Heimat, seiner Krankheit, dem Gelübde seiner Mutter, dessen Opfer er geworden, und endlich von seinem Kummer, daß er wider seinen Wunsch und Willen Geistlicher und Mönch werden sollte, während sein ganzes Herz daran gehangen habe, Müller zu werden, wie sein Vater. „Und nun dir bekannt ist,“

so schloß der arme Jüngling seine Erzählung, „warum ich mich einsam und verlassen, warum so tief unglücklich hier im Kloster und unter den Mönchen fühle, brauchst du nur noch zu wissen, weshalb ich an dieser Stelle im Versteck lag: ich kam hierher, um das Rauschen des Bächleins und das Brausen der Mühlräder zu hören und mich dabei in Gedanken heim zu versetzen, heim — ach heim!“

Und von seinem Kummer überwältigt, schlug Johannes beide Hände vor sein Antlitz und weinte bitterlich. Meta's Augen aber füllten sich unwillkürlich gleichfalls mit Thränen. Sie legte sanft ihre Hand auf die Schulter des unglücklichen Klosterschülers und sprach im Tone herbster Wehmuth: „Armer, — armer Johannes!“

„Meta, — Meta!“ rief es in diesem Augenblick von der Mühle her und wie wenn sie über einem begangenen Unrecht ertappt worden wäre, so schrak das Mädchen zusammen. Schnell zog sie ihre Hand zurück von des Jünglings Schulter, sprang auf von seiner Seite und antwortete hastig: „Ich komme schon, Vater, — sogleich! — Lebe wohl,“ wandte sie sich sodann an Johannes, „ich muß fort!“

Johannes erhob sein gesenktes Haupt und blickte bittend in ihr Antlitz. „Werde ich dich wiedersehen, Meta?“ frug er leise.

Meta nickte leicht mit dem Kopfe.

„Und willst du mir deine Freundschaft schenken, Meta?“ frug er dringender.

Da sprach sie mit herzlichem Tone: „Ja, Johannes!“, reichte ihm wie zur Bekräftigung und zugleich zum Abschied die Hand und eilte hinweg. Flüchtigen Fußes durchschritt sie wiederum das Bächlein und stand nach wenigen Schritten an der Hintertüre der Mühle. Hier aber wandte sie sich nochmals um, winkte ihm, die Finger指尖en küssend, lächelnd einen Abschiedsgruß zu und verschwand hinter der Thüre.

Johannes aber schaute wie bezaubert noch lange hinüber nach der Pforte, welche ihm das liebliche Geschöpf entrückt hatte. Wie ein Träumender begab er sich endlich

ins Kloster zurück, denn die Zeit der Frühmesse, welcher er wie alle Klosterbewohner anzuwohnen hatte, war gekommen. Aber seine Gedanken waren heute nicht bei der heiligen Handlung und noch weniger war dies in den nun folgenden Lehrstunden der Fall. Wo er ging und stand, sah er das reizende, von den langen schwarzen Haaren umrahmte Antlitz Metas vor sich und überall hörte er ihr fröhliches Lachen und das „Kukuk, Kukuk“, mit welchem sie den Vogel geißt hatte. Als er aber nach vollbrachtem Tagewerk sich zu Bette legte und das Rauschen des Bächleins und das Klappern der Mühle vernahm, da erweckte es zum erstenmale keine schmerzlichen Heimweggefühle in ihm. Nüchelnd lauschte er dem gleichmäßigem Geräusche; ihm klang es wie ein von der Mühle ihm zugerufener Gruß seiner neuen Freundin. Ein unendliches, bisher nicht gekanntes Glücksgefühl erwachte da in seinem Herzen, er legte — wie Meta gethan hatte, bevor sie hinter der Pforte verschwunden war — die Fingerspitzen an den Mund und sandte Gruß und Kuß hinüber zu ihr nach der Mühle und leise flüsterte er dabei: „Gute Nacht, liebe — liebe Meta!“

Etwa zwei Monde waren vergangen seit sich Johannes und Meta zum erstenmale sahen, und fast täglich waren sie inzwischen an dem traulichen Plätzchen hinter der Mühle zusammengekommen, — ganz insgeheim, denn Johannes fürchtete wohl nicht mit Unrecht, daß seine geistlichen Vorgesetzten den Verkehr mit dem jungen Mädchen als unpassend für einen künftigen Priester erklären und ihm strengstens verbieten würden. Aus diesem Grunde verließ er gewöhnlich Morgens in erster Frühe, wenn die Sonne noch hinter der Hornisgründe*) stand, seine Zelle und schritt sein Pfalterium in der Hand, als ob er seine Frühandacht

*) Der zunächst bei Allerheiligen gelegene höchste Berg jener Schwarzwaldgruppe.

im Walde abzuhalten gedente, aus der Klosterpforte, die sich für diesen Zweck willig öffnete. Einmal außerhalb der Klostermauern begab er sich nach der Rückseite der Mühle in das bergende Buschwerk, wo kurze Zeit nachher auch Meta eintraf und sich an seiner Seite auf dem Felsblocke, der ihnen bei ihrer ersten Zusammenkunft schon als Sitz gedient, niederließ. Hand in Hand saßen sie hier beisammen und erzählten sich die Vorkommnisse des verfloffenen Tages, was sie gethan und getrieben, ja sogar, was sie gedacht hatten. Manchmal aber, wenn sie sich ganz sicher wußten, stiegen sie miteinander den Berg höher empor und setzten sich dann auf eine der zahlreichen Felskuppen, die ihnen eine weitere Umsicht gestattete, so daß Johannes hinüberpähen konnte nach den wohlbekanntten Berggipfeln seiner Heimat. Da schlug denn jeweils höher sein armes Herz und einmal deutete er mit entzückten Blicken hin und sprach: „Siehst du, Meta, dort jene beiden bewaldeten Bergspitzen? Das ist der Holderntopf und der Böstenberg: dort rauscht die wilde Maijach hervor und an ihr liegt meines Vaters Mühle, — o hätte ich doch Flügel, um hinüberzulegen!“

Lächelnd ergriff da Meta seine Hand und sprach: „Gingest du wirklich so gerne fort von Allerheiligen und — von mir?“

Betroffen schaute bei diesen Worten Johannes in Metas Antlitz. „Von dir?“ sprach er zögernd, — „scheiden von dir, — nein, das vermöchte ich nicht! Seltsam,“ fuhr er sodann fort, nachdem er sinnend eine kleine Weile vor sich niedergeblickt hatte, „es zieht mich hinüber wie mit tausend unsichtbaren Fäden und doch, — wäre ich dort ohne dich: ich glaube, ich würde sofort wieder umkehren, sonst sehnte ich mich zu Tode nach dir!“

Da schmiegte Meta sanft ihre Wange an Johannes Brust, blickte ihm wehmütig ins Auge und sprach: „Und ich nach dir, Johannes!“

Und Johannes schlang seinen Arm um ihre Schultern, zog sie sanft an sich und küßte sie auf den frischen roten Mund, indem er leise zu ihr sprach: „Liebe Meta!“

Und sie duldete seinen Kuß und erwiderte flüsternd:
„Lieber, — lieber Johannes!“

Seit jenem Tage war die Erkenntnis über sie gekommen, daß sie mehr als nur freundschaftliche Gefühle für einander hegten: sie wußten, daß sie sich liebten und nicht mehr von einander lassen konnten.

Seit jenem Tage aber auch war die süße Harmlosigkeit und Unbefangtheit ihrer Zusammenkünfte und Spaziergänge von ihnen genommen. Johannes saß meist schweigend an des Mädchens Seite und starrte, wie über einem schweren Gedanken brütend, vor sich nieder, und Meta wagte nicht, ihn nach dem Grunde seines trüben Sinns zu befragen. Eines Morgens aber, als sie wiederum die Höhe erklommen hatten und schweigend neben einander auf dem Felsblocke saßen, der heutzutage im Volksmunde den Namen „Teufelsstein“ führt, da sagte Johannes plötzlich wie nach langem Ringen zum Entschlusse gekommen Metas Hand und sprach wild: „Nein, ich ertrage es nicht länger, solcherweise fortzuleben, — ich breche diese Ketten, die mich in dies mir verhaßte Joch zwingen und mich als willenloses Geschöpf zu einem Dasein voll freudloser Entsagung verurteilen, — ich reiße sie nieder diese Schranken, die mich von Allen scheiden, was mir hienieden lieb und teuer ist, die mich trennen von der Heimat, den Eltern und — von dir, Meta, von dir, der ich auf ewig entsagen müßte, wenn ich in blindem und feigem Gehorsam gegen andere mich und das Recht der Selbstbestimmung meiner Zukunft aufgabe und Priester würde. Doch nie soll dies geschehen, Meta, — ich schwöre es bei Gott, der über uns ist und mich hört: ich will nicht wider meinen Willen Priester und Mönch werden, ich will frei und glücklich leben nach eigener Wahl, will Müller werden und du, Meta, du — sollst meine Müllerin werden! Meta, sprich, — willst du mein eigen sein?“

Erstaunt und fast erschreckt hatte Meta die ersten Worte seiner wild ausbrechenden Leidenschaft vernommen; als aber Johannes so mit einemmale die von ihr gänz-

lich unerwartete Frage an sie that, da sprang sie verwirrt auf und vermochte mit holder Röte übergossen kein Wort zu erwidern. Als jedoch der stürmische Jüngling ihre beiden Hände faßte und dringender seine Frage wiederholte: „Meta, willst du meine Müllerin, mein geliebtes teures Weib sein?“ da loderte auch ihr eigenes Gefühl in mächtiger Flamme auf. Sie warf sich an seine Brust und sprach selig: „Ja, Johannes, — ich will dein sein, immer und ewig!“

Und Johannes jubelte laut auf, küßte sie wieder und wieder auf Mund und Wangen, nannte sie sein Liebstes auf der ganzen weiten Gotteswelt, sein Glück, sein munteres Walddögelein, seinen kleinen schwarzen Kukul. Da machte auch Meta ihrem vollen Herzen Luft in einem langgezogenen Jubelruf und „Kukul, Kukul!“ rief sie lautschallend, daß es von den Felsen widerhallte und das Echo in ihren Freudenruf einstimmte. Und Johannes lachte glücklich, küßte sie abermals und wehte — wie Meta damals nach dem getäuschten Vogel gethan hatte — die Zeigefinger hinüber nach dem antwortenden Felsen und machte „Etßch, — Etßch!“ dazu.

Jetzt aber zog Meta an einem Bande, das sie um den Hals geschlungen trug, ein goldenes Ringlein von altertümlicher Arbeit hervor und sprach zu Johannes: „Liebster, sieh' hier diesen Ring meiner Urahne, einer — wie man sagt — in geheimer Wissenschaft wohlverfahrener Zigeunerin. Daher“ — schaltete sie lächelnd auf ihre dunkelglänzenden Haare zeigend ein — „hat dein Kukul auch das schwarze Gefieder. Seit mehr denn hundert fünfzig Jahren vererbte sich der Ring in meiner Familie fort, denn er ist ein Glücksring und besitzt die Kraft, seinen Besitzer vor Unfall oder Unglück zu bewahren. Doch muß man sich hüten, das Ringlein zu verlieren, denn mit ihm verlore man auch sein Glück und alles Unglück würde über Jenen kommen, der ihn so schlecht bewahrt. So nimm du ihn denn, den ich von meiner sterbenden Mutter erhielt,“ fuhr sie hierauf fort, „nimm du ihn, mein geliebter Johannes, du brauchst ihn jetzt notwendiger als

ich: er wird dir Sieg bringen bei dem ernstern Kampfe, in den du jetzt gehen sollst, den Kampf um unser beiderseitiges Lebensglück!"

Mit diesen Worten machte Meta das Ringlein los von dem Bande; bei dem Versuche aber, ihn an den Finger des Geliebten zu stecken, entschlüpfte er plötzlich ihrer Hand, fiel auf das Felsgestein und rollte hüpfend über die Kante desselben hinab in die Tiefe.

Laut auf schrie da Meta und die Hände ringend sank sie bleich wie der Tod in die Kniee. „Wehe,“ rief sie jammernd, „wehe, unser junges Glück ist schon dahin: es ist von uns geflohen mit dem Ringe, den ich im Ungeschied verlor, — wehe, wehe!“

Johannes aber beugte sich über den Felsrand und spähte eifrig hinab, um vielleicht das entfallene Kleinod zu entdecken. Aber so sehr er auch seine Augen anstrengte, nirgends konnte er dasselbe erschauen. Da plötzlich kam die Sonne hinter der Bergwand hervor und ihre ersten Strahlen fielen an den Fuß des Felsfiegels und dort sah jetzt Johannes etwas glänzendes. „Ich sehe ihn,“ rief er da jubelnd aus, „dort, gerade zu unseren Füßen im Steingerölle liegt der Ring: nun, Liebste, sei ohne Sorge,“ wandte er sich sodann zu der stillen und trostlos weinenden Meta, „beruhige dich, ich hole dir unser entflohenes Glück wieder herbei!“

Rasch warf er mit diesen Worten das lange Ordenskleid ab, das ihm beim Hinabsteigen auf dem steilen ungebahnten Wege hätte hinderlich sein müssen, und begann nun langsam an dem zackigen Felsgestein hinabzuklimmen, indem er mit wunderbarer Geschicklichkeit bald hier bald dort einen Halt für Hände und Füße fand, bald auch mit fühner Gewandtheit von Felsblock zu Felsblock sprang, um dann sein gefährliches Klettern zu erneuern. Dabei hielt er stets den unten liegenden glänzenden Gegenstand im Auge, dem er stetig näher und näher kam und bald zu seiner unaussprechlichen Freude deutlich als den entfallenen Ring erkennen konnte. Endlich nach unsäglicher Anstrengung stand er nur noch wenige Fuß von ihm ge-

trennt auf einer Felsplatte und rüstete sich eben zum letzten Sprunge abwärts, da — plötzlich rauschte ein Rabe hernieder, pickte das glänzende Kinglein auf und trug es fort durch die Lüfte.

Ein neuer Schreckensschrei ertönte da aus dem Munde Meta's, die dem Geliebten nachblickend das neue unglückselige Ereignis mitangesehen hatte, und entsetzt stand Johannes, ratlos dem Vogel nachschauend, der seinen Raub nach dem gerade gegenüberliegenden höchsten und steilsten der umliegenden Felsen trug, auf dessen Kuppe er in den Zweigen einer dem dürftigen Boden entwachsenen Tanne seinen Horst hatte.

„Wehe, wehe,“ rief Meta in neues Jammern ausbrechend, „unser Glück ist dahin, — ewig, unwiderbringlich!“

Da kam Johannes ein neuer furchtbar kühner Gedanke: nachklimmen wollte er dem Vogel auf den entsetzlich steilen Fels, den frechen Räuber verschrecken und dessen Horst den gestohlenen glückverheißenden Ring wieder entnehmen. „Trockne deine Thränen, Meta,“ rief er der Geliebten mit mutblickenden Augen zu, „nicht unwiderbringlich ist der Ring und unser Glück dahin: kein Fels ist mir zu hoch oder zu steil, wenn ich beides von dort zurückbringen kann!“

Und schnell entschlossen sprang er von der Felsplatte herab, eilte hinüber nach dem Fuße des zu grauenhafter Höhe sich aufstürmenden Felsens und fing alsbald an, rüstig an demselben emporzuklettern.

Entsetzt schaute Meta sein Beginnen. „Laß ab, laß ab,“ rief sie warnend dem Geliebten zu, „solch kühnes Wagnis wird dir nimmermehr gelingen, denn da der Ring verloren ist, wird alles Unglück über dich und mich kommen!“

Aber Johannes hörte nicht. Ohne Rast, mit ungeschwächter Kraft kletterte der kühne Jüngling empor, weiter und weiter, ohne Beben vor der mit jedem Augenblicke wachsenden Gefahr, höher und höher. Schweißtriefend, mit von Dorn und Gestein blutig gerissenen

Händen langte er endlich auf der höchsten Höhe an und sank ermattet auf die mit Moos überzogene Fläche.

Doch nur wenige Minuten gönnte er sich Raft hier; noch galt es ja den Baum zu ersteigen, ein im Vergleich mit seinen seitherigen Anstrengungen leichtes und wenig gefährliches Unternehmen. Ohne Säumen machte er sich ans letzte Werk und war nach wenigen Sekunden in den höchsten Zweigen der Tanne. Kreischend entzog der Rabe bei seinem Herannahen und Johannes schwang sich in den Wipfel, in dessen schwanken Zweigen das Nest des räuberischen Vogels sich befand. Unverzagt blickte er hinein und „ich habe ihn,“ rief er jubelnd zu Meta hinüber, die regungslos, mit vor Angst pochendem Herzen jede Bewegung des Geliebten verfolgte, „ich habe den Ring und unser Glück!“

Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, um das glänzende Kleinod zu ergreifen, — da stieß Meta einen Mark und Bein erschütternden Schrei aus: sie sah den Baum in seiner Wurzel sich vornüber neigen und hinausgeschleudert in die Luft den Körper des Geliebten in die Tiefe stürzen.

Es ward Nacht vor Metas Blicken, ohnmächtig sank sie zur Erde in wohlthätige Bewußtlosigkeit.

Der zerschmetterte Körper des unglücklichen Klosterschülers wurde am Fuße der Felswand, von der er den furchtbaren Sturz gethan, aufgefunden. Ein Steinkreuz, das — wie Eingang unserer Erzählung erwähnt — die trostlosen Eltern setzen ließen und das bis auf unsere Tage erhalten blieb, bezeichnete die Stelle, wo die Leiche lag. Auf dem Klosterfriedhofe, dicht bei der Kirche fand Johannes seine letzte Ruhestätte.

Meta wurde nach langem Suchen auf der Spitze des „Teufelssteins“ in bewußtlosem Zustande gefunden und durch die Bemühungen der Mönche, die in jener Zeit die Heilkunst pflegten und ausübten, ins Leben zurückgerufen. Zu klarem Bewußtsein aber gelangte sie nie mehr: ihr

Geist war und blieb unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe, die sie mitangesehen hatte, umnachtet bis an ihr Lebensende. Aus ihren wirren Neben jedoch vermochte man sich sowohl ihre Beziehungen zu Johannes, als auch die veranlassenden Ursachen zu dessen jähem Tode zu enträtseln. Im Uebrigen schien sie nicht zu leiden. Meist saß sie schweigend auf dem Plätzchen hinter der Mühle, wo sie ihre ersten Zusammenkünfte mit Johannes gehabt hatte. Wenn es aber Mai wurde und der Kukul im Walde rief, da belebte ein heiteres Lächeln ihre starren Züge und mit lauter Stimme ahnte sie den Vogel nach und sprach dann vergnügt: „Hörst du, Johannes, — hörst du deinen kleinen, schwarzen Kukul?“

So lebte das unglückliche Geschöpf noch etwa zwei Jahre dahin, dann aber machte ein sanfter, schmerzloser Tod ihrem jammerwürdigen Dasein ein Ende. Man gönnte ihr ein Plätzchen an der Seite ihres Johannes zum ewigen Schläfe. —

Fast sieben Jahrhunderte sind seither vergangen. Das einst so prächtige Kloster ist verschwunden: ein Blitzstrahl hat es im Jahre 1803 eingäschert und gänzlich zerstört. Nur wenige Ueberreste der Klosterkirche sind noch vorhanden. Auch von dem ehemaligen Klosterfriedhofe ist keine Spur mehr zu sehen und achtlos schreitet der Fuß der die Ruinen Besuchenden über die Stätte hin, wo Johannes und Meta zur ewigen Ruhe gebettet wurden. Alles ist vergangen, Alles ist anders geworden.

Nur der gewaltige Fels, von welchem der Klosterschüler stürzte, ist unverändert derselbe geblieben. Mit Beziehung auf die eben erzählte Sage hat ihm das Volk den Namen „Rabenstein“ oder „Rabennest“ gegeben.